

Kultur

Die Kultur in den Suburbs

Der Landfrass beschäftigt nur intellektuelle Städter

Ein neues Buch über die Schweizer Agglomeration lässt ihre Bewohner zu Wort kommen: Es sind sonderbar unreflektierte und egoistische Stimmen.

Von Michael Soukup

In der NZZ wurde der Begriff zum ersten Mal am 8. Juni 1874 verwendet: Mit «Anwüchsen» oder «Agglomerationen» bezeichnete das Blatt die damals noch selbstständigen Zürcher Vororte Ausser-sihl, Ober- und Unterstrass. Mittlerweile ist die grösste Schweizer Stadt bis an die Koblenzer Sunnehofstrasse an der deutschen Grenze angewachsen. Demnächst werden hier auf der grünen Wiese vier dreistöckige Blöcke stehen. Gebaut im Mini-Standard, grosser Balkon, Tiefgarage, Hobbykeller. «Wir schauen uns an. Nicken. Hier ist, was wir über ein Jahr lang gesucht haben: die wahre Grenze von Zürich», schreiben die Journalisten Matthias Daum und Paul Schneeberger.

Wer ins aargauische Koblenz oder in irgendeine andere Schweizer Agglomerationsgemeinde ziehe, den interessiere – so die Erkenntnis der beiden – nur eines: «Der nahe Autobahnanschluss oder die gute Anbindung an den öffentlichen Verkehr, der Wald hinter dem Haus oder der eigene Garten, der sichere Schulweg der Kinder oder die Nachbarn – und zuallererst: unser eigenes Geld.» Im Falle der Sunnehofstrasse sind es laut Verkaufsinserat 46 Auto- respektive 38 Zugminuten bis nach Zürich. 45 Prozent der Schweizer Bevölkerung wohnen in der Agglomeration, in einem der rund 950 000 Einfamilienhäuser oder unzähligen Wohnblöcken. Und sie fühlen sich offensichtlich wohl: «Die Agglo ist (Figgi und Müli). Man ist weg und doch nicht draussen», wie ein Einwohner von Dürnten im Zürcher Oberland schwärmt.

Hotelfinken vom Tirolerhof

Der 34-jährige «Zeit»-Redaktor Daum und der 45-jährige NZZ-Journalist Schneeberger sind für ihr Buch monatlang kreuz und quer durch die Schweizer Agglo gefahren. Dabei wollten sie herausfinden, wie die Vorstädter denken und leben – und ihnen damit «eine Stimme geben». Denn Experten, Architekten und Journalisten, die allesamt in der Stadt wohnen, würden sich selbst als die Klugen und die Agglo-Bewohner immer als die Dummen sehen: Die Klugen fordern urbane Verdichtung und spotten gleichzeitig über das «Hüsl» als ein Land zersessendes «Krebsgeschwür».

«Die Agglo ist (Figgi und Müli). Man ist weg, aber nicht draussen.»

Einwohner von Dürnten

Und so darf der Leser am Leben der Familie Merlo aus Klingnau im Aargau teilhaben: «Hallo, ich bin Sandy.» – «Freut uns. Sollen wir die Schuhe ausziehen?» – «Gerne.» Die 42-jährige reicht den beiden je ein Paar weisse Hotelfinken. Einmal Sheraton, einmal Tirolerhof. Sandys Mann Marco (47) macht Kaffee. «Das Haus ist unsere Burg. Ja, wir fühlen uns pudelwohl.» Die Merlos sind: ein Haus, ein Garten, zwei Kinder und zwei Autos. «Das letzte Mal, dass Marco mit dem Zug fuhr, war ans Robbie-Williams-Konzert nach Bern», verrät uns Sandy.



Matthias Daum, Paul Schneeberger
Daheim.
Eine Reise durch die Agglomeration.
NZZ Libro, Zürich 2013.
207 S., ca. 44 Fr.

Oder die Kumlis aus Blumenstein im Berner Oberland: «Das Hausbauen ist in uns drin. Das ist ein Trieb», erklärt ihr Fertighaus-Verkäufer. «Endlich müssen wir auf niemanden mehr Rücksicht nehmen», sagen die Kumlis. Die Anzahl neu gebauter Einfamilienhäuser ist hierzulande seit drei Jahrzehnten konstant: Jährlich werden fast 10 000 Häuser in die Landschaft gesetzt. Der Fertighaus-Verkäufer hat damit kein Problem: «Was will man mit dem vielen Land? Es wird ja kaum genutzt!» Bald werden die 31-jährige Bankangestellte Franziska und der 34-jährige Aussendienstler Andreas Kumli auf dem 595 Quadratmeter grossen Grundstück bauen. Der Dorfaden ist zu Fuss erreichbar, die Autobahn 10 Minuten entfernt.

«Es ist, wie es ist»

Zu Wort kommt auch Marco Kümin (27), Rolex-Träger, Besitzer eines 230 Quadratmeter grossen Penthouse und Fahrer eines schwarzen Audi-Offroaders. Früher verkaufte Kümin Wohnwände und Sofas bei Möbel Egger, jetzt ist er Verkaufsleiter der Stalder Immobilien, einer der mittelgrossen Schweizer Maklerfirmen. Die knallgelbe Stalder-Werbung kennt in Luzern jedermann. Zurzeit bringt er in Eschenbach, einer Gemeinde am äusseren Rand der Agglomeration Luzern, 82 Wohnungen an den Mann respektive an die Frau. Manchmal veranstaltet Kümin einen Wettbewerb zwischen zwei Bewerbern und legt zwei Termine kurz nacheinander. Genau so, dass sich die Interessenten über den Weg laufen müssen. «Dann sehen sie, sie sind nicht allein.»

Getroffen haben die Autoren unter anderem auch noch einen Aargauer Alfa-Romeo-Garagisten, der nur in Ausnahmefällen Zug fährt. Oder Markus Notter, den linksintellektuellen ehemaligen Zürcher Regierungsrat und früheren Stapi Dietikons, der über den chaotischen Baustil in seiner Heimatstadt sagt: «Man machte halt vieles so, weil man es halt machte.» Oder den langjährigen Bauvorstand von Untersiggenthal, heutigen SVP-Nationalrat und Tiefbauunternehmer Hans Killer: «Es ist, wie es ist.» Frage: «Sie würden also nichts anders machen?» Killer: «Nein, es kommen mir wirklich keine Bauten in den Sinn, die ich nicht hätte haben wollen.»

Das sind deprimierende Aussagen. So vielfältig die Stimmen aus der Agglo auch scheinen, sie sagen eigentlich immer das Gleiche: Es muss dort stimmen, wo ich wohne. Was ausserhalb der vier Wände passiert, wie es dort aussieht, hat keine Bedeutung. So wirken die Agglo-Bewohner sonderbar apolitisch, oft unreflektiert, ja schlicht egoistisch. Vielleicht liegt es ja nur an der Auswahl der Gesprächspartner, wahrscheinlicher ist, dass der Landfrass wirklich ein Problem ist, das in erster Linie intellektuelle Städter beschäftigt.

Als wollten die Autoren ihre zu Beginn des Buches postulierte Absicht hintertreiben, lassen sie ausgerechnet eine Sozialwissenschaftlerin aus dem Stadt-zürcher Kreis 4 kluge Überlegungen anstellen. Statt die Zürcher Innenstadt in ihrem Istzustand zu konservieren – wie es unlängst der Stadtrat in der neuen Bau- und Zonenordnung vorschlug –, würde Joëlle Zimmerli am liebsten das Zentrum um drei oder vier Etagen aufstocken. Das ist zwar nicht das Gelbe vom Ei, es zeigt aber, dass Städter offenbar tatsächlich die Entwicklung an ihrem Wohnort reflektieren. Während die Agglo-Bewohner sich in ihren «Hüsl» gemütlich eingerichtet haben und dabei wenig Lust verspüren, über den eigenen Tellerrand zu schauen: Dies zumindest bleibt als Eindruck nach der Lektüre des Buches.

Schöner leben in der

Nie passiert etwas, alles bleibt immer gleich langweilig: Die Vorstädte

Life is first boredom,
Then fear.

(Philip Larkin, «Dockery and Son»)

Von Christoph Fellmann

Der beste Song über die Suburbs spielt im Weltall. Der Astronaut, er heisst Major Tom, blickt darin auf die Erde und meldet: «Planet earth is blue / And there's nothing I can do.» Die Musik summt entrückt, und die Doppelung seines Gesangs verstärkt nur die Einsamkeit des um die Erde kreisenden Pioniers, dem der Ort unerreichbar geworden ist, an dem sich Leben abspielt. «Space Oddity» ist der bekannteste Song von David Bowie. Der kam aus Bromley, einem Vorort von London, in dem die weisse Mittelklasse ihren Aufstieg in Szene setzte. Da war er aufgewachsen, ein seltsames, im Nichts schwebendes Teenagerwesen ohne Kontakt zur Zentrale.

Der Name sagt es schon: Die Suburbs, das sind die Zonen vor den Stadtmauern, ausgeschlossen von allem, was das rauschende Leben im Zentrum ausmacht. Etwa von der Musik. In ihrem Buch «Making Sense of the Suburbia Through Popular Culture» beschreibt Rupa Huq, wie Songs und Romane, Filme und Fernsehserien die Agglo inszenieren und so unsere Vorstellung davon prägen. Und die englische Soziologin kommt zum Schluss: «In der Popkultur sind Vorstädte ein Ort, aus dem man flieht.» Genau so wie David Robert Jones, der bald nach London zog, um David Bowie und ein Star zu werden. Einer, an dem der Sternenstaub glitzerte.

Der Klang des Aufstiegs

Dabei hatte man sich in den neuen Vorstädten eben den Schmutz der Stadt abgeklopft. «I'm Gonna Move to the Outskirts of Town», sang Ray Charles 1960, und der Song wurde zu einer Hymne auf die Stadtfucht. In Europa wie in den USA entstanden an den Stadträndern die neuen Wohnstrassen aus Einfamilienhäusern, mit angebauten Garagen, Gärten und Schwimmbädern. Aus dem Mund von Ray Charles tönte der Song erst recht wie ein Versprechen, klangen doch bereits die Aufstiegsmöglichkeiten an, die sich dem schwarzen Amerika in den 60er-Jahren aufboten.

Doch «I'm Gonna Move to the Outskirts of Town» war keine ungebrochene Feier des neuen Way of Life. Denn der Sänger entschied sich für den Wegzug aus der Stadt, weil er dort seiner Frau nicht vertraut. Im neuen Haus, singt er, sei er nicht mehr auf den Eisverkäufer angewiesen, der dauernd herumlümmle: «Wir werden eine Tiefkühltruhe haben.» Und so wird im neuen Heim nicht nur das Gemüse eingefroren, sondern auch die Liebe. Eine Geschichte, wie sie 1961 auch Richard Yates erzählt hat, in «Revolutionary Road», seinem grossen, tragischen Vorstadroman.

Dass in den Vorstädten die Menschen zugrunde gehen vor lauter Einsamkeit und Langeweile, das ist der Refrain der meisten Erzählungen über sie. Es ist die alte Geschichte über den Traum von einem besseren Leben, der sich in sein Gegenteil verkehrt. Denn die Suburbs standen ja gerade für den Versuch, das

Play/Listen: Rock die Agglo
www.agglo.tagesanzeiger.ch

Glück zu privatisieren. Nur die Garage führte von den Häusern auf die Wohnstrassen; das Leben aber spielte sich im abgewandten, blickgeschützten Garten ab. Grillpartys ersetzen den Gang in die Kneipe, und täglich zehn Längen im Pool den schönen Traum der Beach Boys – von einem Amerika, das am Strand des Pazifiks zusammenströmt.

Die Suburbs symbolisierten in den Boomjahren nach dem Zweiten Weltkrieg den Aufbruch und die Modernisierung. Bald aber wurden sie zur Metapher für eine Gesellschaft, die sich in sozial entmischten Quartieren segregierte, die ihren privaten Horror hinter Hecken

verberg und mit Trockensteinmauern rahmte. Nur selten, wie mit den Songs von Lana Del Rey, dringen schwere Seufzer nach aussen: «Dreams come true, somehow», sang sie 2012 und ergab sich schläfrig dem Mittelmass. Und der schlummernden Katastrophe: Die blickdichte Bürgerlichkeit der Vororte hat – von «Twin Peaks» bis «Desperate Housewives» – zahlreiche Fernsehserien inspiriert, voll mit irrlichterndem Sex, mit Drogen und Gewalt. In der Stille der Suburbs werden Alpträume wahr.

Aber nichts ist schlimmer, als dort aufzuwachsen. Denn ans Gefühl, dass nie etwas passiert, können sich Erwachsene gewöhnen. Teenager aber, denen doch gerade ein tolles Leben angesagt wird, müssen feststellen, dass sich diese Versprechen auf einen fernen blauen Planeten zurückgezogen haben. Ihr Blues ist existenziell, wie in «Space Oddity». Und nicht weniger bang ist er in «Suburbia», einer erfolgreichen Single der Pet Shop Boys von 1986. Sie handelt

Sie wollten etwas anderes zu tun haben, als bloss rumzuhängen.

von Rowdys, die Scheiben einschlagen, nur um den Kick zu spüren, den ihnen die Polizeisirene zuverlässig liefert. «I only wanted something else to do but hang around», rechtfertigen sie sich. Die Langeweile, die aus der Zeile drückt, ist das Selbstverständlichste auf der Welt. Und darum unerträglich.

Wie jeder gute Popsong ist auch «Suburbia» widersprüchlich. Er macht nämlich Spass. Die Pet Shop Boys erzählten von der Tristesse auf den Strassen der Trabantenstadt, aber zu den schicken Discobeats aus den Londoner Clubs. Andere Bands aus der Grossstadt schlugen höhnische Töne an. Allen voran die Sex Pistols, die in «Satellite» die Mädchen aus der Agglo als derart hässlich besangen, dass sie den Punks immerhin dabei helfen konnten, nicht vom rechten nihilistischen Weg abzukommen: «When you look me in the eye / I just remember I wanna die.» The Jam stellten die Vorstädte als «Wasteland» vor und belustigten sich in «Town Called Malice» zu schnappenden Gitarren über einsame Hausfrauen, die an ihrer Brust leere Milchpackungen zerdrücken. Und Blur entwarpen auf gleich drei ihrer Platten böswillige Porträts über Agglo-Existenzen wie «Ernold Same», der jeden Tag das exakt gleiche Leben führt.

Das verlorene Paradies

«Ich habe das Land und seine Archaik immer geliebt», sagte Damon Albarn damals in einem Interview. «Und darum hasste ich, was dort passierte, all den Beton.» Als Kind war der Songschreiber von Blur mit seinen Eltern nach Colchester gezogen, eine neu aufgerissene Vorstadt von London: «Dort ging es ausschliesslich um Hauseigentum; und dass man uns das als grosse Zukunft verkaufen wollte, dass wir im Begriff waren, wie Amerika zu werden, das machte mich traurig.» Die Ankunft von Damon Albarn in der amerikanisch geprägten Suburbia von London: Das also war die Urszene jener chauvinistischen Britpopwelle, die in den 90er-Jahren die europäischen Hitparaden bestimmte.

Es ist bemerkenswert, wie sich bei Albarn in der Ablehnung der Vorstädte die Motive vermischen. Da ist zwar der Hass auf Ruhe und Ordnung, die in Colchester den Ton angaben. Da ist aber auch die eskapistische Sehnsucht nach einem alten, intakten Naturengland, die in der britischen Popmusik immer wieder anklingt. So schon 1969 in «Shangri-La», einem Folktraum der Kinks zu gepuffter Gitarre und dörflicher Blasmusik, der sich über die neuen Wohnquartiere beklagt, in dem jedes Haus wie das andere

aussieht. Das wahre Shangri-La, tönen die Kinks an, liegt hinter dem spießbürgerlichen Traum vom Eigenheim, begraben unter den Wohnstrassen. Und in «Penny Lane», dieser suburbanen Pastore, formulierte auch Paul McCartney schon 1967 seine Nostalgie für die kleine, untergegangene Vorstadt, in der sich die Dörfler vor dem Barbershop einen guten Tag wünschten. Der Song ist darum perfekt, weil die Musik diskret die Jalousien der Sentimentalität zieht.

Die einigende Kraft

Mit «Penny Lane» haben die Beatles auch einen der wenigen Songs über die Suburbs eingespielt, der in ihren Strassen nicht stört. Noch besser ist nur «Dream Kitchen» von Frazier Chorus, einer britischen Band der 80er-Jahre. Der Song handelt mit Flüstergesang und Beats in Finken vom Traumhaus mit Traumküche. Sie macht alle Wünsche wahr und bringt die Hausfrau trotzdem «nirgends» hin. Der Synthpop ist umso sarkastischer, als man ihn beim besten Willen nicht so laut aufdrehen könnte, dass er einen Sonntagmorgen in Suburbia tangieren könnte.

Selbst wo sie seine Stille aufnimmt, ist sich die Popmusik also einig in der Zurückweisung des Lebens in der Vorstadt. Schon immer hat sie die bürgerlichen Werte abgelehnt, hat den Spass und das Chaos gesucht und lauthals mit dem Verderben geflirtet. Die in Stein errichtete Solidität der Suburbs spielt so gesehen – ex negativo – eine wichtige Rolle: Sie ist eine einigende Kraft für immer neue Rebellionen. Arcade Fire sangen auf «The Suburbs» (2010) darüber: «While we're sleeping / All the streets, they rearrange», klagte Win Butler, der mit 15 Jahren aus The Woodlands geflüchtet war, einer Satellitenstadt vor Houston, Texas. Und meinte damit nicht nur die ständig neu gebaute Frontier der Vorstadt, sondern auch all das Unfertige und Vorläufige einer Jugend.

«They build it up / Just to burn it back down», sang Butler, und meinte die Vorstadt und auch die Jugendkultur. Darauf musste man nur kommen: die Suburbs als Pionierzone, in der sich heimlich die Kultur und die Musik von morgen formiert. Wo sich die Sänger und Poeten zur Flucht entschlossen und in die Innenstädte ausschwärmten, mit Sternenstaub an den Turnschuhen.

Rupa Huq: Making Sense of Suburbia Through Popular Culture. Bloomsbury, London 2013. 230 S., ca. 36 Fr.

Das Gedicht

Ernold Same

Ernold Same awoke from the same dream
In the same bed
At the same time
Looked in the same mirror
Made the same frown
And felt the same way as he did every day.

Then Ernold Same caught the same train
At the same station
Sat in the same seat
With the same nasty stain
Next to the same old what's-his-name
On his way to the same place
With the same name
To do the same thing
Again and again and again.

Poor old Ernold Same
His world stays the same
Today will always be tomorrow.
Poor old Ernold Same
He's getting that feeling once again
Nothing will change tomorrow.

Damon Albarn (*1968). Seine Band Blur veröffentlichte den Song 1995 auf «The Great Escape».